

Regina Lob [Fortsetzung]

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573310>

Nutzungsbedingungen

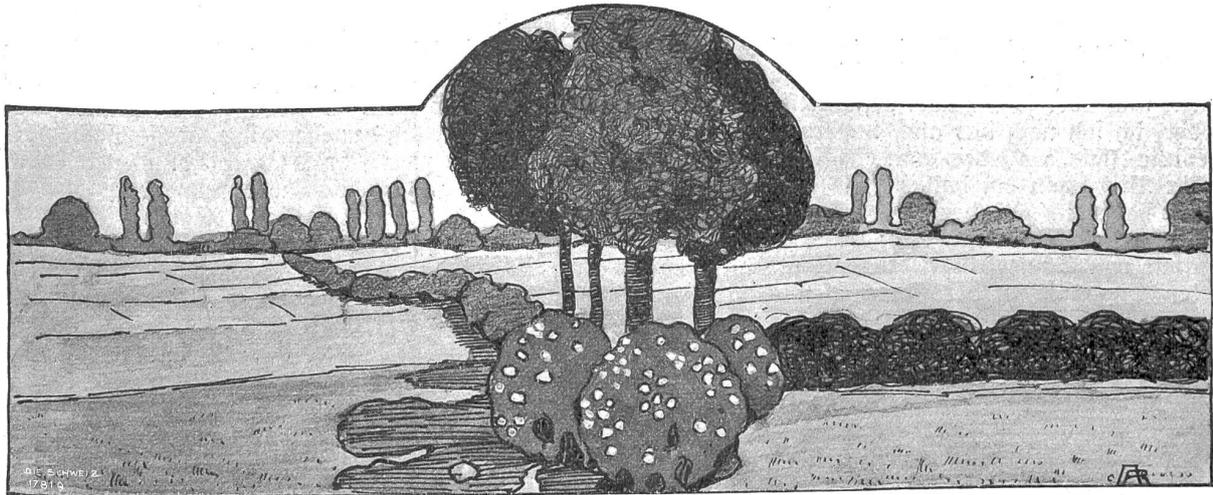
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



O du!

Ich linge von deinem seidenen Schuh
Und von deinem rauschenden Kleid,
Ich träume dich jede Nacht, o du,
Meine Böse, mein Herzeleid!

Ich weiß keinen Namen als deinen,
Ich kann um keinen Schmerz
Und um keine Lust mehr weinen
Als um dich allein, mein Herz!

Ich will kein Glück mehr kennen
Und keine andere Not
Als um dich in Sehnsucht brennen —
O du, warum bist du tot!

Hermann Hesse.

Regina Lob.

Aus den Papieren eines Arztes.
Roman von Heinrich Federer, Zürich.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Und so bin ich, vielleicht sind es heute genau neun Jahre, die Bergbahn nach Igis mit gehobenem Herzen gefahren. Ich hielt mich für sehr brav, und mit einer gewissen Ueberlegenheit sah ich mich schon inmitten der Festleute, gnädig und verzeihend nach allen Seiten, zufrieden mit einem Lächeln Theodors, begnügt mit einem Grüßchen Reginas und gern zu unterst an der Tafel sitzend. Allmählich kam eine süße Ausgelassenheit über mich. Ich hatte mein uraltes Tintengeschirr in die Tasche gesteckt. Es zeigte die Form eines weitbauchigen, mit Reblaub umkränzten Fäßchens und war das gleiche Geschirr, das Regina und mich einst zu todsfeindlichen Schulkindern gemacht, und das gleiche, aus dem Theodor und ich durchs ganze Gymnasium Beweise unserer Genies und unserer Torheit geholt. Dieses denkwürdige Geschirr wollte ich als Hochzeitsgabe und zum Unterpand eines ewigen Friedens den Brautleuten mit irgend einem geschickten Sätzlein in die Hand spielen. Nun aber beschloß ich in meiner Fröhlichkeit, einen eigentlichen Toast zu halten und darin Theodor als den beneidenswertesten der Sterblichen zu schildern und seiner jungen Frau in einer recht muntern und losen Art Abbitte für

alles zugefügte Unrecht zu leisten. Ich wollte mein Fäßlein mit einem dunkeln Wein füllen lassen und dann am Schlusse der Rede, zur Sühne meiner Sünden, bis auf den letzten Alex austrinken. Und alle würden meinen, es sei wirkliche Linte. Das war ein Spaß; aber ich hoffte doch, damit eine gewisse Schuld gegen Regina, wovon ich bei allem Haß immer einen leisen, aber steten Druck auf meiner Seele gefühlt habe, auf so eine lächelnde, zechende Art abzahlten.

Indem ich nun an diesem wichtigen Toast zimmerte, damit er recht geistreich und wirksam herauskäme, verpaßte ich den Anschluß von der Hauptlinie in die Igisser Nebenbahn und kam mit dem nächsten Bähnlein noch mit knapper Not zur kirchlichen Feier. Das Bergdorf heimelte mich mächtig an in seinem silbernen Schnee, seinen weißen, stillen Bergen, mit den saubern, hablichen Häusern und dem ernststen, soliden, steiffeierlichen Volk, wovon ich so viele Männer und Frauen aus meinen einstigen Ferien mit Theodor noch sehr gut kannte, so die Bäckerfrau, die Kronenwirtin, die reichen Fabrikanten Eisen und Hohl, den Sigrift, den Orgeltreter und Armenhäusler Feldli, die Tanten und Onkels Weg-

kamen dieser schöne Tag, diese Sonne, all diese Kameraden und Wildlinge von der Dorfschule her, diese rührende Kirchenzeremonie, dieser liebe, schon ganz warme Ring am Finger, diese glänzende Tafel mit so gutem Wein und einem ihm so lieben Festgeräusch. Und nun ist er schon Eheherr, und morgen, wenn er aus seinem großen Haus ins Dorf hinuntersteigt, trägt er schon ein Amt mit. Denn die Gemeinde hat ihn zum Schulrat ernannt. Daneben beginnt er gemacht, gemach sich als Advokat zu zeigen. Aber um einen Gartenzaun oder einen zehnränkigen Streit wird er sich nicht ereifern. Lieber ins vaterländische Wesen greifen! Sein Heimatland ist eng und klein und zählt nicht viele, die Geld und Zeit genug und einen Doktorhut dazu in seinen Dienst werfen können. Und so mag es wohl bald geschehen, daß er eine Gemeinderätin, eine Regierungsrätin, weiß Gott, am Ende sogar eine Frau Landammann zur Gattin hat. Und welche Kinder wird sie ihm geben, so eine stattliche! O die Vergangenheit war schön, und die Zukunft wird noch schöner sein! Aber am schönsten ist diese hochzeitliche, brausende, lachende Gegenwart!

Ja, ja, er durfte lachen! Und Reginens Freude war gewiß nicht geringer. Dennoch ward sie stiller, als ob sie das eigene Glück dämpfe, um Theodors um so heller leuchten zu lassen. Wie sah sie da! Wie eine Fürstin! Das schwarzseidene Kleid mit den goldgestickten Borten paßte unvergleichlich zu ihrem Bronze Gesicht. Aber das Kränzlein aus weißbroten Apfelblüten nahm sich in ihrem Zigeunerhaar wie ein naives Schneewittchen in einer arabischen Balade aus . . .

Sie machte sich um den Gemahl so schlicht und treu und lieb zu schaffen, wie ich mir vorstelle, daß sich der Mond gegen die Sonne benähme, wenn es seiner Sehnsucht einmal gelänge, dem Tagesgestirn zu nahen. Ich kann es nicht besser bezeichnen. Nur Milde und Hingabe war aus ihrem schönen Antlitz zu lesen.

Aber fast niemand konnte mit dem Gatten reden. Sie wußte mit einer staunenswerten Kunst Theodor so dicht zu umschließen, daß man Mühe hatte, auch nur einen Blick oder gar ein Zunicken zu erhaschen. Bald war es mir klar, daß Regina auch hier am Fest und dann immer Theodor allein besitzen wolle und auch die älteste und treueste Kameradschaft nicht gelten lasse. Mir schien, sie fasse mich dabei ganz besonders ins Aug', und so oft ich Miene machte, Baldur zu rufen oder ihm zu winken oder zuzutrinken, kam sie mir mit irgend einer Zärtlichkeit zuvor. Ich hob jetzt mein Glas über die Köpfe hoch hinaus, schoß ihm Blicke wie elektrische Funken zu, lachte ihn geheimnisvoll an und zwinkerte vielsagend mit den Augen, als ob es zwischen uns irgend eine Verschmüththeit gäbe, und ich brachte es damit so weit, daß Regina unruhig ward und sich noch viel eifriger an ihren Angetrauten schmiegte.

Links saßen Theodors Verwandte, gleichmütige alte Leute, die sich nach dem Tode des Weggisser mit einigem Brummen damit abgefunden hatten, daß Theodor nicht eine von den Herrentöchtern des Dor-

fes, sondern eine so wildfremde schöne Stadtherre ins Stammhaus der Weggisser führe. Sie machte ihn ja selig, das sah man. Was wollten sie Besseres? Geld brachte sie fast so ein schweres Teil wie der Gatte in die Ehe. Aber am meisten hatte sie den steifen Alten imponiert, als ihr Hausrat auf drei vier-spännigen Wagen zum Weggisserhaus hinauffuhr. Der war so gar nicht auf städtisch lockere, hof-färtige Manier gedrehselt und gestutzt, sondern solid aus Hartholz geschnitten und recht einfach gearbeitet. Die Stühle hatten breite Rücken und wuch-tige Füße, die Tische ein mächtiges Geviert, mit dickem, zweizölligem Blatt. Und da gab es Kasten, deren massive Türen schwer und wie in einem Wind-stoß auf- und zuginen, Kommoden und Truhen, die ein wunderbares Versteckensspiel von Schub-laden und Geheimfächern trieben. Vor allem aber hatten die Betten gefallen mit den schweren kur-zen Elefantenfüßen, den eichenen Unterladen, den hohen federnden Matratzen und mit einem Berg von Kissen, alles von der ehrenwerten Länge und Breite, wie die großen Leute dieses Dorfes es lieben. Man konnte kreuz und quer darin schlafen. Nach-dem man diese Betten gesehen hatte, zweifelte auch die bedenklichste der bedenklichen Basen, Witwe Adelhaid Fömmelin, geborene Weggisser, nicht mehr daran, daß diese Regina sich ordentlich in die alte ehrsame Familie und ins Dorf Jlgis hineinfinden werde. Sie konnte ihr ja im einzelnen noch ein biß-chen an die Hand gehen . . .

Als ich nun mit allem Nicken und Blicken und Vortrinken bei Theodor nichts erreichte, nahm ich mir vor, den Toast zu halten. Aber ich wollte ihm eine andere rhetorische Steuerung geben, als wie ich's in der Bahn erfonnen hatte. Meine guten Vor-sätze waren verflogen. Für Regina sollte kein Wort abfallen, als was gerade die Höflichkeit des Tages erheischte. Gleich zu Beginn wollte ich das Tinten-geschirr hervorziehen und in ihm unsere Freundschaft feiern. Ich wollte die besten Stunden unserer blut-jungen köstlichen Gymnasiumszeit aufleben lassen. Alle guten Geister der Studien, die alte Universität am stillen Fluß, die berühmten Lehrer, die wackeligen Bänke, die Raufereien und die Gemütlichkeit der Bu-den, Band und Müze und die runzlige Philisterin, die Sommernächte auf dem Floße landab und die Bummeltage in einsame Täler hinauf, die Kneipen, die Tänze, die heißen Examennöte, alles sollte auferstehen und in den rotesten Farben der Freundschaft und in den grünsten der Burschenschaft gemalt sein und den jungen Chemann ein bißchen aus den zwei Bronzehänden dort in unsere männlichen Reihen zurücknehmen. Und ich wollte anmaßlich genug im Namen der Borgia sagen, daß wir die gleichen steten Freunde bleiben auch unter dem neu gezimmerten Eghimmel und daß der Hochzeiter auf mich und meine Brüder durch dick und dünn rechnen dürfe. Und wenn er etwa einmal aus der Philisterei der Ehestube sich in die Freiheit unserer Buden zurücksehne, so solle er nur zu uns noch immer ledigen, freien, ungezähmten Freunden kommen. Er werde jederzeit fünfzig offene Arme

finden. Und wir würden ihn dann bis zu den finsterheiligen Portalen des Ehentempels gern zurückgeleiten. War ich so weit, so wollte ich das Tintenfüßlein erheben und rufen: „Und Sie, schöne Hochzeiterin, gestatten nun wohl, daß ich dieses merkwürdige Geschirr, das auch Sie aus der gemeinsamen ABC-Zeit ein wenig anheimeln dürfte, zu einem ehrlichen Hoch auf die Freundschaft erhebe. Indem ich seine schwarze, bitter-süße Tinte austrinke, möchte ich sagen: Wie du, lieber Theodor, und ich einst das Herbe und Frohe gemeinsam tranken, so wollen wir auch in den Bitternissen und Süßigkeiten des Berufslebens den Kelch gemeinsam austrinken. Es lebe die ewige Freundschaft!“ Dann, unter dem Klatschen und Anstoßen der Gäste, wollte ich das Fäßlein zur Hälfte, zur Hälfte sollte mein Freund es leeren.

Ich fühlte im leisesten, ehrlichsten Innern, daß ich damit etwas Unkluges, schier Anstößiges beginne. Aber der spöttische Blick Reginens, wenn sie wieder einen neuen Angriff auf Theodor verwickelt hatte, machte mich fast besinnungslos. Manchmal sah sie auf mich herab wie eine, die im Lichte sitzt und voll Spaß einem Bettler im Schatten zuschaut. Er bemüht sich vergeblich, in ihren Sonnenschein emporzuklimmen. Immer fällt er wieder zurück. Das ist sehr lustig für eine Hochzeiterin anzuschauen.

Ich bin nie ein Redner gewesen. Nur was ich sorglich Zeile auf Zeile notiert und silbenhaft auswendig gelernt hatte, konnte ich glatt vortragen. Im Stegreif fiel mir jeder Satz auseinander. Er wollte fliegen, aber kam wie ein gerupftes Huhn kaum über den nächsten Zaun. Doch der Wein und der Zorn und die Liebe zu Theodor machten mich frech. Nachdem daher der junge Pfarrer einen kleinen Toast auf das Paar gehalten hatte, zitternd, weil dies der erste Anlaß war, wo er nicht auf der sichern Kanzelhöhe, sondern mitten unter den Leuten am offenen Wirtstisch einen halb evangelischen, halb weltlichen Spruch tun mußte, klöppelte ich an mein Glas, stand rasch und nervös auf und sah zwischen zwei dunkelroten Weinflaschen gerade ins verschreckte und ergrimmt Gesicht Reginens. Sie ahnte Unheil und sprühte mir alle Glut ihrer langen, dunkeln Augen ins Gesicht. Ich lächelte ihr spöttisch zu, und wahrhaft, da zeigte sie mir schlangenförmig ihre Zunge! Brandrot hatte es gezückt und war zwischen den dünnen Lippen verschwunden. Niemand hatte es gesehen, weil alles auf mich blickte und den ersten Satz erwartete, den ich zum besten geben würde. Vor der Grimasse der tollen Hochzeiterin hatte ich alle meine rednerische Ueberlegung verloren. Mir stieg es innen und außen wie Nebel auf. Ich wußte nur noch eines, daß ich vom Tintengeschirr hatte reden wollen, weil ich es heiß in der Rocktasche umframpfte.

„Rud einmal aus, altes Haus!“ donnerte Theodor mir munter herüber. „Er kann euch Schundpauken halten, zum auf den Kopf stehen,“ wandte er sich an die Gäste.

„Ich hatte eine schöne Gratulationsrede stu-

diert,“ begann ich mit heuchlerischer Schüchternheit. „Aber in diesem Geglück der Kelche und Vasen und schönen Augen habe ich alle Fassung verloren. Keine Zeile weiß ich mehr. Ganz frisch und vorweg, wie es kommt, muß ich nun reden. Ich müßte verzweifeln...“

„Der Schalk!“ lachte Theodor und fletschte vor Spaß mit den Zähnen. „Nun achtet einmal, was er euch alles aus dem Nermel schüttelt!“

„Ich müßte verzweifeln, hätte ich nicht einen kleinen, alten, wunderbaren, alleswissenden Souffleur im Sack, der mich inspirieren muß...“

Damit zog ich das mit einem schwärzlichen dicken Wein aus Piemont gefüllte Tintengeschirr heraus.

„Sei!“ machte Theodor entzückt. O, er kannte dieses Gefäß, worein wir jahrelang zu zweit unsere faulen, betrübten, wilden und einmal auch begeisterten Federn getunkt hatten. Ich sah es ihm an, wie ein ganzer Schwarm Erinnerungen gleich bunten Vögeln um seine lieben blauen Augen flatterten. Aber Regina stieß einen leisen Schrei aus und umfing mit beiden Armen den Hals des Gemahls, als suchte sie bei ihm Hilfe.

„Liebes, bitter-süßes Becherlein meiner Jugend,“ redete ich das hoch erhobene Fäßlein an, „sprich du für mich an diesem hohen Tag! Krame deine alten Herzlichkeiten aus! Man versteht dich hier sehr gut. Schau, wie der Hochzeiter dir zunickt! Und Frau Regina, das Schulmädchen von Lauwis, erkennt dich auch mit freudigem Verständnis. Nicht wahr, hübsche Hochzeiterin, du erinnerst dich noch an jenen berühmten Vormittag, wo du...“

Ich kam nicht weiter. Es blühte etwas durch die dämmerige Luft des Saales und zerspritzte und zersplitterte in hundert Scherben neben meiner Flasche. Frau Regina hatte mir ihr Glas zugeschleudert. Sie war wieder ganz Wildfage.

„Spaß oder Ernst?“ fragen sich alle. Theodor reckt sich auf. Seine blauen Himmel flackern wie immer, wenn etwas um ihn herum unsauber scheint. Er sieht die Gemahlin wie eine gereizte sprungfertige Katze halb über den Tisch erhoben und den glühenden Kopf vorgeneigt.

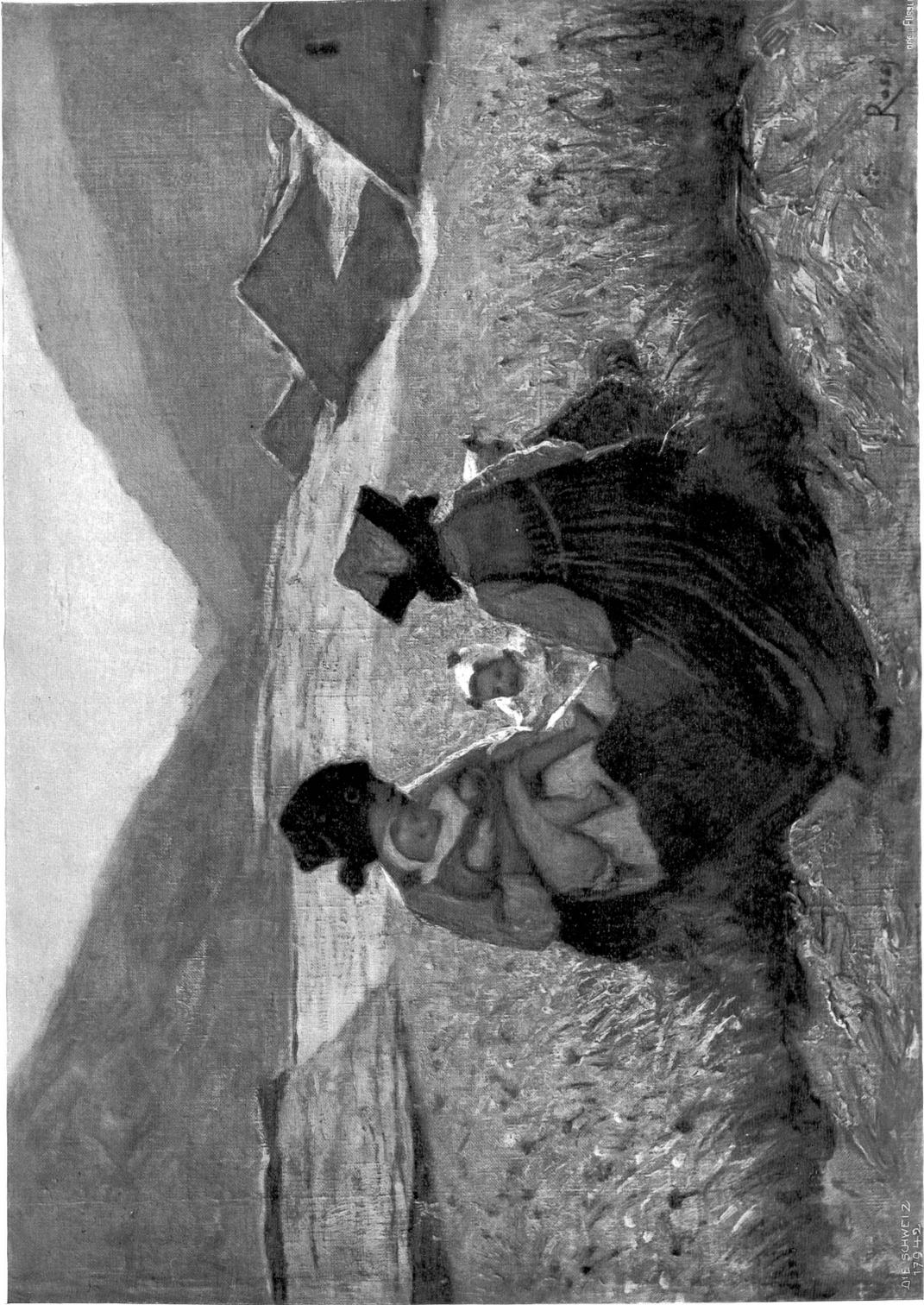
Ich erbleichte, aber faßte mich sogleich wieder, lachte auf die Scherben nieder und schrie lauter: „Ach, hübsche Dame, diesmal hast du übel operiert! Fast so ungeschickt wie an jenem Vormittag, wo du dieses Fäßlein...“

„Schweig! Du willst mich wieder verschwären wie damals! Du hast zuviel Wein getrunken! Theodor, verbiet' ihm...“

„Leutchen, Leutchen,“ begann Theodor mit einem grimmigen Beben seines gewaltigen Basses.

„Ach was, junges Frauchen, ich will doch nur erzählen, wie du schon als ein neunjähriges Hexlein...“

„Du magst mir heut' noch den Theodor nicht gönnen, das ist's! Hast immer dagegen gearbeitet, willst uns jetzt auch noch den Hochzeitstag vergiften... Aber du kommst zu spät, wie immer, du verdammter Schneckenkönig!“



Luigi Rossli, Lugano-Italien.

Auf der Alp.

„Wie du schon als neunjähriges Hexlein kräftig gelogen hast ... und es mit Lügen dann weiter triebest, bis...“

„Walter!“ donnerte jetzt mein Freund unheimlich durch den Saal. Links und rechts zupfte man mich. Aber ich, vom Wein und von all dem alten und neuen Haß getrieben, brach wütend über alle Borde aus:

„Bis du heute in der Kirche — denn keiner Rahe ist zu trauen — deine jüngste und größte Lüge getan...“

Was weiter geschah, weiß ich nicht mehr klar. Ich spürte, wie viele Hände nach mir langten, und hörte dunkle Stimmen um mich reden und sah immer ferner ein Flimmern von Lichtern und Gesichtern, und durch alles hindurch wie ein letztes Gepolter, bevor es ganz still wird, vernahm ich Theodor: „Hinaus, Mensch, und laß dich nie mehr sehen!“

Nie hab' ich eine Leidenschaft leidenschaftlicher bereut. Schon im Bergbähnlein schrieb ich auf meinen wackelnden Knien einen langen Brief um Verzweiflung an das Paar. Ich erzählte darin Theodor das Tintenhistörchen und bekannte offen, was mich so gereizt habe und wie ich aus zu großer Freundschaft und sozusagen in einer Hypnose des Kinderzanks gegen Regina gefehlt habe. Zu jeder Genugtuung sei ich bereit... Es kam keine Antwort zurück.

Einige Wochen später telephonierte ich von einer günstigen Station aus nach Jlgis. Ich weiß noch, wie ich davor erzitterte, in ein paar Sekunden die alte, liebe Stimme Baldurs wie in meinem Zimmer zu hören, und hielt den Schallbecher mit feuchten Händen hart an mein Ohr. Wie wollt' ich ihn gleich im ersten Satz überrumpeln! „Theodi, wenn ich dir je einmal im Leben etwas zulieb getan, wenn du nicht alle Bubenentreue verloren...“

„Weggisser! Wer ist da?“ läutete mir tief wie ein Mann der Alt Reginens entgegen. „Ist Bald — mm — ist Herr Weggisser nicht daheim?“ — Naß, das Telephon läutete ab. Die Verbindung war abgebrochen. Hatte sie mich erkannt?

Bald geschah nun jene Ueberrumpelung des kleinen, bogenflirrenden Amor, wovon ich schon ein eiliges Wörtchen vorausgeplaudert habe, und wandelte auch meine stille Bude in ein wahres Kriegszelt um. Nun glaubte auch ich an den so verspotteten Vers Dvids: „Militat omnis amans et habet sua castra libido“. Und doch sah alles bei meiner Liebchaft so ganz unfriegerisch aus. Sie war eine ferne Verwandte und mir sogleich wohlgeneigt, und der kranke Vormund, der sie zur Pflege ins Haus gerufen hatte, blinzelte eine stille Erlaubnis nach der andern aus seinen schlauen Neuglein, so oft er uns beisammen sah. Es gab auch niemand, der mir das Spiel verderben konnte, als mich selbst. Obwohl mich nämlich schon im Augenblick, da ich dem Mägdlein aus dem Wagen half, bei ihrem duftigen Anblick ein eigentliches Seelenräuschchen umging und obwohl ich am gleichen Abend den Namen Ursula, vor dem ich bisher ein Grauen gehabt wie vor einer hundertjährigen Wahrsagerin,

zwanzigmal so auszusprechen versuchte, daß es noch süßer als mein Lieblingsname Agnes klinge, einzig, weil die neue Hausfee Ursula hieß, und obwohl ich schon nach einer Woche nicht mehr ohne dieses neue Wesen auszukommen meinte: so wagte ich doch in meiner lästigen Zaghaftigkeit viele Wochen lang kein anderes zutrauliches Zeichen, als daß ich ihr beim Nachtsch die Haselnüsse aufknackte und einmal das Nastüchlein, das ich am liebsten für mich behalten hätte, schnell vom Boden aufblas. Sie war überaus freimütig und naiv. Ich ahnte, nein, ich konnte fast sicher wissen, daß sie mir ein munteres Ja sagen würde, wenn ich bäte: „Fräulein Ursula Horat, wollen Sie mich heiraten?“ Dennoch wagte ich nicht einmal, von meiner Zuneigung zu reden. Immer wieder machte ich mir das Herz mit meinen Grämlichkeiten schwer: ich sei doch nicht solid verliebt, sondern nur für eine Weile verhext, ich müsse das umständlich und trüftig untersuchen; auch paßten wir wohl nicht zusammen, weil sie zwei Jahre älter, aber durch ihre merkwürdige, kindliche Sorglosigkeit wohl zehn Jahre jünger sei; ob wir wohl eine friedliche Ehestube schaffen, sie mit dem hurtigen Schritt, den drei lustigen Grüblein im Gesicht und der vollen Unmöglichkeit, traurig zu tun, und ich mit einem Gesicht, als müßte ich den ganzen Sauertopf der Menschheit allein austrinken... Und war es nicht gefährlich, daß sie so flink und ich so breitspurig langsam hantierte? Während ich vom Sessel aufstand, hatte sie schon dreimal den ganzen Tisch umtanzt. Könnte sie mir nicht einmal so davontanzen? Gar, wenn ein Gonzal mit seiner verführerischen, südländischen Herrlichkeit sie lockte? Müßte ich ihr überhaupt nicht bald verleiden mit meinem so gewöhnlichen Gesicht, das mir von Tag zu Tag im Spiegel noch gewöhnlicher vorkam? Wohl sah auch Ursula nicht wie eine Juno oder Venus aus, sondern bildete ein zierlich kleines Geschöpf, und ihr rundliches Gesicht war bis zur Nasenspitze mit unzähligen, winzigen, hellbraunen Sommersprossen übersät. Auch ihr dünnes Haar hatte eine gewöhnliche, braune Farbe, während ich mir immer einen rotlockigen Schatz gewünscht hatte. Das Mäulchen schien fast wie bei einem Zierfisch so rund und jedenfalls viel zu klein, um einen tapfern Kuß zu geben oder zu empfangen. Ihre Augen schimmerten bläulich und hatten einen winzigen schwarzen Augenstern wie ein Tüpflein. Und dieses Tüpflein zappelte rastlos im Auge herum. Das mißfiel mir. Aber diese Augen waren hoch und weit auseinandergestellt, und gerade das wirkte wie ein ferner Zauber auf mich. Diese Augen, so nah der Stirne und so lustigweit voneinander, das machte sich so fremdartig und vornehm, aber auch so lustig, kurz, so berückend, daß ich davon nie genug kosten konnte. Nur in nordischen Sagen haben Seejungfern oder Waldfeen solche bläulich und weit auseinander schimmernde Augen. Durch diese Lichtlein im Gesicht ward die ganze Miene des Mädchens wunderbar reich. Die Wangen hatten das scheue, blasse Rot einer Heiderose, die ein erstes Blatt zu öffnen sucht. Die etwas lange, gerade, schmale Nase

paßte jetzt zu den hohen Augen, wie ein recht schlanker Stengel zu den zwei Vergißmeinnicht paßt, die rechts und links weit hinausblühen. Die Grüblein im Rinn und in den Backen verletzten dann das nordische Märchen der Augen sogleich in die Gemütlichkeit einer Schweizerstube. Und nun nahmen sich auch die Millionen zarten Märzensflecklein im Antlitz aus,

als ob mein Kind einen seidenen, fein punktierten Schleier trüge, der so durchsichtig wäre, daß man nur die Pünktlein sähe, und worin, wenn die Sonne auf Urselchens Gesicht schiene, diese zahllosen Pünktlein ganz golden leuchteten. Ja, so war mein Schatz! Man lache; aber ich muß doch erzählen, wie ich damals sah und fühlte...

(Fortsetzung folgt).

Bubenidyll.

Von Hermann Ehrsam, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Zwölf Uhr! Schulschluß!

Der Lehrer warf zornig noch ein letztes Machtwort über die Köpfe der verschüchterten Zöglinge und schmetterte den Meerrohrsteden auf den Tisch: „Daß ich aber morgen die Aufgaben gemacht sehen will, und zwar flott und fehlerlos! Habt ihr verstanden dort hinten, Hubi-Karl und Temperli? Wenn ihr beide mir wieder eine solch faule Ausrede bringt wie heute, so kommt ihr ins Loch, ihr Schlingel! Schluß!“

Die Schüler schlichen sich die Treppe hinab, den lärmenden Genossen der andern Klassen nach, die sich vor der Türe unten versammelt hatten.

„Diesmal lassen wir ihn aber nicht mehr gehen; wir wollen ihm jetzt schon einmal den Meister zeigen! Er soll nur kommen, der hinterlistige, feige Kerl, der!“ tönte es von dem Schuleingang her, und ein Haufen Oberdörfler-Buben umringte den herauskommenden Hubi-Karl, puffte ihn auf den Spielplatz hinaus und höhnte ihn: „Du bist ein windiger Indianerhäuptling! Schäm' dich nur! Du hast in der letzten Pause dem Tüfeli auf die Füße getreten, mit Fleiß! Die linke große Zehe ist ganz zerquetscht!“

„Das ist nicht wahr!“ stotterte der Hubi-Karl mit rotem Kopf und schaute sich verlegen nach einem Ausweg um.

„Was sagst du?! Da sieh selber, du blöder Sitting-Bull!“ schrien sie ihm von allen Seiten in die Ohren und stellten den Tüfeli, einen Zweitkläbler, mit dem Indianerzungen die „grüne Schlange“, vor ihn hin: „So, jetzt schau selber! Man sieht ja noch die Schuhnägel darauf abgedrückt!“

Die „grüne Schlange“ hob ihr linkes Bein mit dem „blutenden“ Zehen in die Höhe und schaute den „Sitting-Bull“ mit einem triumphierenden Racheblick an. Da wurde der aber wütend, und indem er die Fäuste aus den Hosentaschen zog, schrie er den Oberdörfler-Indianern vom Stamme der Apachen zu: „Da sieht man wieder, was die Oberdörfler für Indianer sind! Ein rechter Indianer brüelet nicht; der merkt das gar nicht, wenn man ihm auf die Füße tritt! Die Apachen sind elende Prariehunde!“

„So, meinst du? Wart, das wollen wir denn doch sehen; die Comanchen sind noch die feigeren und elenderen! Wie müssen die denn erst windig sein, wenn schon ihr Häuptling solch ein Falscher und Heimtückischer ist und einem armen kleinen Zweitkläbler auf die nackten Füße steht! Wir wollen mit solch niederträchtigen Comanchen-Kerlen gar nichts mehr zu tun haben; wir möchten euch überhaupt schon lange den Krieg

erklären! Jetzt können wir ja einmal sehen, wer stärker ist!“

„Gut! Das ist uns schon recht!“ schnaufte der Hubi-Karl, riß sich von den Händen der Oberdörfler los, klatschte dem Tüfeli eine Ohrfeige hin, daß der hintüber torkelte, und rannte mit seinem treuen Freunde Temperli, alias Medizinmann „Buffalo-Bill“, die Dorfstraße hinunter.

Bei der Brücke unten blieben sie stehen und schauten sich schnaufend nach ihren Verfolgern um. Die hatten sich beim Schulhaus droben um einen Lehrer geschart und wiesen mit den Armen gestikulierend zu den beiden „Comanchen“ herunter.

Der „Sitting-Bull“ wurde fuchswild, als er dies sah. „Siehst du jetzt wieder,“ knurrte er zu dem Temperli, „die geben dem Lehrer einen schönen Lug an! Die sollen aber nur warten, denen geht es jetzt böß! Ich hab' einen riesig feinen Plan! Zum Glück haben heute nachmittag die Apachen Schullunde. Da gehen alle — der ganze Comanchenstamm — in den Friesenwald hinauf und machen ihnen die Wigwams und Lagerfeuer kaput! Hei, das wird Augen geben! Die höhnen uns nicht mehr so bald! Mach, daß du um halb zwei im Hasentöbeli drüben bist, und sag's dem Steffi und denen am Bach unten, daß sie alle kommen! Husa! Das gibt einen Streich!“

Raum hatte die Kirchemuhr eins geschlagen, so hochte der Hubi-Karl auf dem Felsblock im Hasentöbeli drüben und malte mit einem Rotstift seinen Tomahawk blutig. Man bekam ordentlich Angst vor ihm, wenn man ihn so betrachtete.

Sein sonnenverbranntes Gesicht hatte er mit allerhand wunderlichen Arabesken und Schlangelinien von Ruß „geschmückt“ und um den Kopf einen roten Haarbündel geknüpft; darin staken die Hühnerfedern, die er auf dem Misthaufen des Juden Finkelstein gefunden, sowie vorn, mitten auf der Stirne die Pfauenfeder, die sein großer Bruder an der letzten „Kilbi“ herausgeschossen. Seine Waffen und Kleidungsstücke waren nicht weniger imponierend: an den Beinen hatte er feuerrote, baumwollene Strümpfe, die er über Schuh und Hose angezogen und die ihm bis an die Lenden hinaufreichten. Ueber den Rücken hinab hing ihm ein Mantel aus Sacktuch, worauf zwei gekreuzte Knochen, darüber ein Totenkopf und darunter der Name „Sitting-Bull“ gemalt war. Um den Leib hatte er sich einen breiten schwarzen Damengürtel geschlungen, in dem sein „Gewaffen“ stak: eine Friedenspfeife aus Holunder,